



### Univ. Prof. Dr. Maria Widl

Geboren 1957 in Wien; Studium der Theologie und Mathematik in Wien; 1982–1992 Assistentin am Institut für Pastoraltheologie der Universität Wien; 1983 Sponson zum Mag.rer.nat.; 1986 Sponson zum Mag.theol. (Fachtheologie, Selbständige Religionspädagogik); 1987 Lehramtsprüfung für Höhere Schulen; 1986–1995 Lektorin für das Pfarrpraktikum am Institut f Pastoraltheologie der Universität Wien und Lektorin für Pastoraltheologie bei den Wiener Theologischen Kursen und beim Fernkurs für theologische Bildung der Österr. Bischofskonferenz; 1992 Promotion zum Dr. theol.; 1992–1995 Wissenschaftliche Assistentin beim Fernkurs für theolog. Bildung der Österr. Bischofskonferenz; Gastprofessur und Lehraufträge in Leuven/Belgien, Münster, Paderborn, Bielefeld, Würzburg und Fribourg/Schweiz; 1999 Habilitation; seit 1985 tätig in der kirchlichen Erwachsenenbildung, der Aus- und Fortbildung für Kleriker, Ordensleute und Laien in Österreich und Deutschland. Seit Oktober 2005 Professorin für Pastoraltheologie und Religionspädagogik an der Kathol. Theolog. Fakultät der Universität Erfurt  
 Anschrift KatholischTheologische Fakultät, Lehrstuhl für Pastoraltheologie und Religionspädagogik, Nordhäuser Straße 63, 99089 Erfurt, Deutschland.

## Religion und Gläubigkeit in säkularer Kultur

*Vortrag von Univ. Prof. Dr. Maria Widl am 20. Juli 2012 bei der Fachtagung Weltkirche im Stift Lambach*

### Einleitung

Ich bin Wienerin und jetzt in Mittel-Ostdeutschland gelandet. Und damit in einer anderen Welt. Ich bin Wienerin und daher angeblich aus einer katholischen Welt kommend, und die Studierenden, mit denen ich in Erfurt in Mitteldeutschland, politisch war das früher einmal Ostdeutschland, zu tun habe, sagen mir hin und wieder, ich könnte das ja gar nicht nachvollziehen, wie das ist, wenn man in der Minderheit ist. Bei ihnen in der Schulklasse war es immer normal, dass sie jeweils der einzige Katholik, die einzige Katholikin waren unter lauter Ungläubigen und ein paar evange-

lichen Christen. Ich sage bei dieser Gelegenheit gern: Ich komme aus dem katholischen Österreich und dem zugegebenermaßen nicht so katholischen Wien. Ich war immer in einer Schulklasse, wo alle Mitschülerinnen getauft waren, aber ich war trotzdem die einzige, die am Sonntag zum Gottesdienst gegangen ist. Das heißt, dieses Leben in der Minderheit zeigt sich auf eine sehr schillernde Art und Weise. Ich komme aus einer volkscirchlichen Kultur, und zur Logik dieser Volkskirchlichkeit gehört es nicht zwangsläufig, am kirchlichen Leben teil zu nehmen.

In Mittel-Ostdeutschland sind die Christen und speziell die Katholiken in der Minderheit und leben in einer Kultur, die religiös häufig unberührt ist. Damit man sich das ein bisschen vorstellen kann: In Erfurt zum Beispiel gibt es ca. acht Prozent Katholiken, ca. doppelt so viele evangelische Christen, macht also in Summe etwa 25 Prozent, die Christen sind. Muslime sind verschwindend, weil es keine Gastarbeiter gibt, weil man sowieso keine Arbeit hat. Es gibt auch noch eine jüdische Gemeinde, die jetzt seit der Wende, also seit dem Mauerfall wieder etwas erstarkt ist. Es gibt gut 30 Prozent erklärte Atheisten, die allerdings auch nicht so genau wissen, wogegen sie eigentlich sind. Sie sind vor allem sicher, dass der Atheismus das einzige ist, was ihnen aus der DDR-Zeit noch geblieben ist. Er ist daher ein wesentliches Stück von Identität, auch wenn man nicht genau weiß, worauf man sie gründet. Und der ganze Rest, das sind 45 Prozent, ist einfach „ganz normal“, wie die Leute sagen. Und ganz normal heißt, unberührt von Kirchlichem, dem Kirchlichen gegenüber aber nicht unfreundlich oder abgeneigt. Man hat in Erinnerung, dass es die Christen waren, die vor gut zwanzig Jahren deutlich dran beteiligt waren, dass dieser Mauerfall möglich war, deutlich daran beteiligt waren, dass der Ostblock zusammengebrochen ist. Man ist neugierig, was „christlich“ ist.

## **Christen in der Minderheit – Volkskirche im Kleinen**

Wenn Leute kommen, konvertieren, sich taufen lassen, dann oft eher katholisch als evangelisch, weil sie sagen, wenn christlich, dann irgendwie „richtig“. Und das Katholische scheint ihnen richtiger zu sein. Die allermeisten allerdings, die sich taufen lassen, lassen sich deshalb taufen, weil sie einen Partner gefunden haben, mit dem sie eine Ehe eingehen möchten und das ein zentraler Grund ist, sich taufen zu lassen. Es gibt immer Erwachsenentaufen, aber die sind eigentlich in ganz geringer Zahl Konsequenz von Missionsanstrengungen. Die Kirche ist in der Minderheit, und die Zahlen, die ich genannt habe, stimmen für Erfurt. Erfurt ist die Hauptstadt

von Thüringen und Thüringen hat ein einigermaßen geschlossenes katholisches Gebiet, das Eichsfeld. Es hat Erfurt, das in der Geschichte lange Zeit kurmainzisch war und von daher katholisch, mitgeprägt, und es hat die Diaspora. Die Diaspora, die es in weiten Teilen Ostdeutschlands auch gibt, mit zwei, drei Prozent Katholiken bestenfalls und einzelnen verstreuten Gemeinden. Und noch einmal dem Sorbenland in der Lausitz, also an der Grenze zu Polen, einem geschlossen katholischen Gebiet im ehemaligen Ostdeutschland.

Was ist die Situation dieser Christen in der Minderheit? Es ist eine völlig andere Situation als die Situation in Indien. Es ist nicht eine kleine christliche Minderheit inmitten einer Vielfalt religiöser Ausrichtungen, sondern es ist eine kleine christliche Minderheit in einer post-volkskirchlichen Kultur, die ganz aus der Volkskirchlichkeit lebt. Und das heißt, das ist Volkskirche im Kleinstmaßstab. Da muss man jetzt fragen, was ist Volkskirche? Volkskirche ist nicht nur dann, wenn alle Christen sind. Es gibt eine bestimmte spezifische Logik von Volkskirche und diese Logik von Volkskirche ist durch unsere kulturelle Entwicklung hier in Mitteleuropa eine dörfliche Logik. Bei uns war so stark die dörfliche Kultur und die kirchliche Kultur Jahrhunderte, fast Jahrtausende verwoben, dass die Art, wie Volkskirchlichkeit geprägt ist, ganz stark dörflich geprägt ist. Nun hat schon zur Konzilszeit, und das ist jetzt schon 50 Jahre her, das Bewusstsein um sich gegriffen, dass diese traditionelle vormoderne Kultur zu Ende geht und dass es notwendig ist, dass sich die katholische Kirche auf die Logik der modernen Welt einstellt. Das hat sie in unserem Kulturkreis allerdings nur zur Hälfte getan. Die Hälfte heißt, sie hat sich auf die Logik der modernen Kultur, auf den modernen Menschen, auf die moderne Individualität, den modernen Pluralismus, die moderne Säkularität eingestellt, hat sich aber die Dorflogik bewahrt. Was dabei herauskam, ist Gemeindekirche, so wie wir es kennen: schöne intensive Gemeinden, die in sich ein Dorf sind. Mit aller Dorflogik, die man sich wünschen kann. Es gehört nur dazu, wer immer da ist, es gehört nur dazu, wer immer schon da war, und gut christlich ist das, wie es sich gehört.

## **Abschied von der Dorflogik hin zur Logik der Stadt**

Meine These ist: Wenn wir uns inmitten dieser unserer Kulturlogik, die eine post-volkskirchliche Logik ist, als Christen neu positionieren möchten, auch in der Minderheit offensiv und damit freudig positionieren wollen, dann wird es heute an der Zeit, uns von dieser Dorflogik ein Stück zu

verabschieden, weil die Logik unserer heutigen Kultur die Logik der Stadt ist. Das möchte ich an ein paar Punkten erklären.

Auch die Dörfer heute sind sehr stark von der Stadtlogik geprägt. Die meisten Leute, die in den Dörfern wohnen, arbeiten in der Stadt, gehen in der Stadt einkaufen, sind mobil in die Stadt hinein, nehmen Anteil an der typischen städtischen Logik durch das Fernsehen usw. Das heißt, die traditionelle Dorflogik verschwindet bei uns weitgehend oder überaltert sehr stark. Wenn ich davon spreche, dass wir als Christen, wenn wir denn der Herausforderung des Minderheiten-Seins gewachsen sein wollen, Stadtlogik entwickeln müssen, dann ist das eine missionarische Perspektive. Wir haben vorhin davon gehört, dass die vitalen Kirchen in der Minderheit anderswo auch gut davon leben, dass wir hier genug Geld haben. Das gilt auch für Ostdeutschland. Die katholische Kirche in Thüringen finanziert sich zu einem Drittel selber. Zu zwei Dritteln lebt sie von westdeutschen Kirchensteuermitteln. Und dabei lebt sie bescheiden, viel bescheidener als im so genannten Westen und viel bescheidener als bei uns in Österreich. Und trotzdem lebt sie bei weitem nicht aus eigenen finanziellen Kräften.

Ich bin immer sehr ambivalent gegen eine eigene Heilige-Rest-Romantik, gegen diese Vorstellung, wenn wir nur wieder wirklich wenige wären, wären wir strahlend und schlagkräftig, weil wir den ganzen Ballast unserer Strukturen und unserer Macht als Kirche los wären. Ich sage dann gern, wir könnten vieles, was uns die Not aufzwingen würde, auch ohne diese Not tun. Not macht nicht zwangsläufig erfinderisch. Die allermeisten Leute kennen zwar dieses Sprichwort „Not lehrt beten“, trotzdem sind wir normalerweise nicht davon überzeugt, dass es am besten wäre, dass wir alle wieder ganz massiv in Not leben würden, nur damit wir wieder gläubig würden, und für Kirche als Ganze, finde ich, gilt das auch nicht. Um im Bild zu bleiben: Es ist nicht sicher gestellt, dass der Rest, der dann übrig bliebe, ein „heiliger Rest“ ist, er kann auch erbärmlich sein.

Wir Christen sind nach wie vor sehr stark in der Kultur verankert. Die katholische Kirche hat in Österreich mit Abstand die meisten Ehrenamtlichen. Die katholische Kirche ist diejenige Institution, die mit Abstand die meisten Menschen einmal wöchentlich in ihren Kreisen versammelt, also zum Gottesdienst, keine andere Institution kann das nur annähernd. Wir sind nicht Minderheit, wir sind bloß keine absolute Mehrheit mehr. Aber wir haben noch bei weitem die relative Mehrheit in vielen Zusammenhängen.

In Mittel-Ostdeutschland ist die katholische Kirche tatsächlich eine Minderheit, wenn auch eine sehr gut organisierte Minderheit, und hat

daher durchaus beachtliche Wahrnehmung in der Kultur. In Erfurt gibt es z. B. Sommerfestspiele, die so genannten Domstufen-Festspiele. Es gibt eine herrliche Kirchenanlage am Rande der Innenstadt, einen Felsen, auf dem zwei katholische Kirchen stehen, der Marien-Dom und die St. Severi-Kirche. Das ist eine prächtige Kulisse, darunter ein Riesenmarktplatz, der dadurch zustande kam, dass im Napoleonischen Krieg ein ganzes Stadtviertel abgerissen und nachher nicht wieder aufgebaut wurde. Da finden jährlich Domstufen-Festspiele statt, Musikfestspiele, die vom Stadttheater veranstaltet werden. Die sind auf den Domstufen, die Kulisse ist traumhaft, und jedes Jahr ist es der Leiter des Katholischen Bildungswerks, der gemeinsam mit dem Stadttheater und gemeinsam mit entsprechenden Künstlern im Stadttheater eine Einführung in das jeweilige Stück der Domfestspiele gibt. Das heißt, es ist ganz selbstverständlich, dass die katholische Kirche einen wohl gelittenen und gut wahrgenommenen Platz in dieser Kultur hat.

Das ist die eine Seite. Die andere Seite ist die Logik der Gemeinden, und die ist ganz stark von Schulterchluss-Mentalität geprägt, das ist diese Dorflogik, eine Mentalität, die wir vielleicht ein Stück in der Weltkirche auch wahrnehmen, wenn wir uns über Entwicklungen von Rom her beklagen, die wir als Enge deuten. Wenn man Angst bekommt vor Entwicklungen, dann ist der Reflex, enger zusammen zu rücken und die Dinge präziser regeln zu wollen, unter Umständen sehr stark. Das verweist auf diese Dorflogik. Ich möchte auf den Unterschied zwischen einer Dorflogik, wie wir es gewöhnt sind, Kirche zu organisieren, und einer Stadtlogik näher eingehen.

### **Drei Aspekte der Dorflogik im Hinblick auf Christsein**

Wenn wir uns die Logik des Dorfes anschauen, dann ist diese Dorflogik durch drei Aspekte in Bezug auf die Frage des Christseins geprägt.

#### *1. Christsein ist Erbe*

Zur Logik des Dorfes gehört, dass man nicht missionarisch sein muss, es reicht, dass man Kinder hat. Zur Logik des Dorfes gehört, dass sich Glaube durch Kinderkriegen tradiert. Gläubige Menschen haben Kinder, die werden selbstverständlich getauft und wachsen in das Leben hinein, das man hier lebt. Und dieses Leben ist hier deutlich von Kirche mitgeprägt. Kinder wachsen also ganz selbstverständlich in die Logik des Dorfes hinein und diese Logik des Dorfes ist durch die Logik der Kirche, durch ihre Feste, durch ihr Brauchtum, durch die Selbstverständlichkeit, mitten im Dorf zu

sein, ganz selbstverständlich mitbestimmt. Das heißt, Christsein ist Erbe, Christsein wird geerbt. Ein Erbe ist etwas, was man mehr oder weniger schätzen kann, ein Erbe ist etwas, was man für mehr oder weniger wichtig erachten kann, aber man kommt nicht darum herum, man hat es einfach. Aber man braucht nicht groß darüber zu reflektieren, es ist einfach normal. Christsein ist Normalität und nicht Entscheidung. Christsein ist einfach das, was sich gehört, einfach das, was dazugehört, einfach das, was immer schon da war und wo man auch keine große Katechese, keine große Einführung dazu braucht, man wächst einfach durch das ganze Leben hinein. Das ist ein wesentliches Element der Logik, mit der wir Christsein aneignen, und durch die unser Christsein geprägt und gefüllt ist.

## *2. Kirche hat das Monopol auf Religion*

In der Logik des Dorfes hat die Kirche das Monopol auf Religion. Das heißt, Religion ist gleich Christsein, ist gleich Kirchlichkeit. Etwas anderes gibt es eigentlich nicht. Man nimmt vielleicht wahr, dass es noch irgendwo Muslime gibt, vielleicht auch irgendwo evangelische Christen, aber wenn man von „der Kirche“ redet, meint man immer die katholische Kirche, und wenn man von Glaube redet, dann meint man immer den katholischen Glauben, und wenn man von Religion redet, meint man immer auch den katholischen Glauben. Es wird automatisch gleichgesetzt, so als ob es selbstverständlich wäre, als ob es keine Alternativen gäbe, und es gibt real keine Alternativen, denn es gehört sich nicht anders. Kirche hat im Wesentlichen das Monopol auf Religion und das heißt auch, außerhalb der Kirche gibt es, real betrachtet, kein Heil. Alles Heil ist durch die Kirche vermittelt, von daher gehört es sich auch, dass man sich am kirchlichen Leben beteiligt, und außerhalb der Kirche kann es nichts ernsthaft Richtiges und Wichtiges geben. Sie wissen alle, dass das Konzil diese Logik längst aufgebrochen hat. In der gelebten Wirklichkeit bleibt diese Logik des „außerhalb der Kirche kein Heil“ oft bestehen.

## *3. Gläubigkeit ist Konvention*

Gläubig ist das, was sich gehört. Gläubig ist das, wie wir es handhaben. Gläubig ist das, was alle tun. Gläubig ist normal. Und das heißt: In der Logik des Dorfes ist Gläubigkeit Konvention, Anteilhabe am sozialen Leben, dabei sein, da sein, mitmachen, nicht dagegen sein, solidarisch dabei sein, alles mittragen, ein Teil davon sein. Gläubigkeit ist also nicht etwas,

was man reflektiert, Gläubigkeit ist nicht etwas, wofür man Theologie braucht. Gläubigkeit heißt dazugehören, mitmachen, normal sein. Das ist die Logik des Dorfes und diese Logik hat sich von der Volkskirchlichkeit, die wir früher hatten, in die Gemeindegirchlichkeit nach dem Konzil hinüber gerettet. Zur modernen nachkonziliaren Gemeinde auch in der Stadt gehört diese Dorflogik einfach wie selbstverständlich dazu. So gut wie alle, die dazugehören zu dieser Gemeinde, sind als Babys getauft worden, sind in den Glauben hineingewachsen, so gut wie alle, die dazugehören, rechnen damit, dass es gut ist, dazuzugehören, dass es normal ist und dass die Kirche schon das Richtige sagt und macht. Und es gehört ganz wesentlich dazu, immer da zu sein, wenn was los ist, damit man überhaupt dazugehört, und einfach das zu teilen, was alle denken, ohne groß darüber nachzudenken, was das ist.

Schon zu meinen Studienzeiten in den Siebziger-, Achtzigerjahren haben Pastoralassistenten berichtet, die später in die kategoriale Seelsorge gegangen sind, was für ein Aha-Erlebnis es für sie war, dass sie in der kategorialen Seelsorge, also in der Krankenhauseelsorge zum Beispiel, das erste Mal in ihrem Leben Glaubensgespräche geführt haben. Denn in Gemeinden gibt es keine Glaubensgespräche. Es gibt manchmal Bibelkreise, wo hin und wieder ein bisschen über den Glauben geredet wird, aber aufs Ganze gesehen ist das Mitmachen beim sozialen Leben und die Anteilhabe am kirchlichen Leben das Wichtigere, als sich persönlich mit dem Glauben auseinander zu setzen. Da hat sich natürlich vieles entwickelt und das heißt, wir sind natürlich schon ein Stück auf dem Weg von dieser Dorflogik hin zu einer Stadtlogik. Wenn ich jetzt hier Dorflogik und Stadtlogik so stark gegeneinander setze, dann im vollen Bewusstsein, dass das eine noch da ist, das andere auch schon da ist, sich manches mischt, wir aber dadurch, dass wir diese zwei verschiedenen Brillen im Blick haben, manches vielleicht klarer sehen können und für uns auch ein Stück Entwicklung und Entwicklungsmöglichkeiten wahrnehmen können.

## Aspekte des Christseins in der Logik der Stadt

### *1. Christsein als Weg*

Wenn wir die Logik der Stadtkultur idealtypisch, also idealisierend als Gegenbild in ein Verhältnis zur Logik des Dorfes setzen, dann gehört zur Logik der Stadtkultur dazu, dass Christsein nicht als Erbe, sondern als Weg wahrgenommen wird. Das ist etwas, was in den modernen Gemeinden

durchaus einen großen Platz hat, diese Erfahrung, Christsein ist ein Weg, nicht einfach nur ein Erbe, Christsein ist etwas, was sich durch das ganze Leben hindurch entwickeln muss. Christsein ist etwas, was man sich immer neu erringen muss durch die verschiedenen Wechselfälle, Entwicklungen und Brüche des Lebens und was man auch verlieren kann in diesen Wechselfällen und Brüchen des Lebens, wenn es sich nicht mit weiterentwickelt. Christsein ist daher etwas, was persönlich gesucht, was persönlich angeeignet werden muss. Christsein ist ein Weg, Christsein bedeutet, auf der Suche zu sein. Christsein ist kein Besitztum. Christsein ist etwas, worum man ringen muss, was man immer wieder neu suchen muss, was man immer neu für sich finden muss. Das ist das Bewusstsein, das der modernen Stadtkultur entspricht. Das wirkt sich unter den Engagierten, den Aktiven in den modernen Gemeinden ganz massiv aus und ist auch ein zentraler Punkt mancher Kirchenkonflikte, dieses Auf-dem-Weg-Sein, auf der Suche-Sein, dieses nicht mehr umstandslos die Dinge so hinnehmen, wie sie früher einmal waren.

## *2. Kirche steht in der Konkurrenz der Hoffnungen*

Kirche kann nicht mehr wahrgenommen werden als Monopolträgerin, sondern wird wahrgenommen als in der Konkurrenz der Hoffnungen stehend. Kirche steht also in Pluralität, in Konkurrenz. Wir können nicht mehr meinen, dass unsere Variante, gläubig zu sein, die einzige Variante ist, religiös zu sein. Wir haben uns ein Stück daran gewöhnt, im Dialog der Religionen davon auszugehen, dass andere Menschen, die religiös sind, das auch auf legitime Art und Weise sind. Dass Gläubige anderer Glaubensgemeinschaften und Religionsgemeinschaften auch rechtschaffene Menschen und auf ihre Weise Gläubige sind, das haben wir mit dem Konzil gelernt. Wir haben schon lange entsprechend viel Ökumene betrieben, wir haben einen großen Respekt entwickelt vor Menschen anderer Glaubensgemeinschaften, aber im Verhältnis zu Andersgläubigen in unserer Kultur sind wir doch noch bei weitem die Mehrheit. Das heißt, einen wirklichen Dialog auf Augenhöhe brauchen wir nicht zu betreiben. Wir fühlen uns nicht so furchtbar herausgefordert durch andere Religionen, wie es vielleicht in Indien der Fall ist, sondern wir fühlen uns eher herausgefordert durch diejenigen, die nicht mehr im kirchlichen oder gläubigen Sinn religiös sind oder eben nicht mehr religiös sind, sich als Atheisten, als praktizierende Atheisten zumindest fühlen. Und das ist in unserer Kultur ganz selbstverständlich geworden, auch unter denen, die kirchlich sozialisiert sind.

Ich habe noch aus Zeiten der Katholischen Jugend Freunde in Wien. Wenn ich die einmal im Jahr treffe, dann reden wir den ganzen Abend lang über Gott und die Welt. Bei so einem Treffen sagte einer meiner Freunde zu mir: „Maria, ich weiß nicht, ob Dir das bewusst ist, aber wenn wir uns einmal im Jahr sehen, ist das die einzige Gelegenheit, dass irgendwie von Glaube oder Kirche oder Religion die Rede ist. Für mich kommt das ganze Jahr Kirche und Glaube nicht vor in meinem Leben.“ Der ist kein praktizierender Atheist, der ist getauft, der hat nichts gegen Religion. Aber sie kommt einfach nicht vor in seinem Leben. Das ist die Logik der heutigen Welt, dass in der Normalität des städtischen, pluralen Lebens Glaube halt einfach nicht vorkommt. Es gibt Kirchen an jeder zweiten Ecke, also im Landschaftsbild können wir die Kirchen nicht umgehen. Sonst wird es schon schwieriger. Dass es hier im Saal so viele Ordensfrauen mit Schleier gibt, das ist nicht das normale Stadtbild. Normalerweise trifft man niemanden in der Stadt, dem man durch die Kleidung ansehen würde, dass er oder sie Christ ist. Niemanden. Die Leute, die ein Kreuz tragen, tragen das auch als Modesymbol, das besagt überhaupt nichts. Priesterkleidung ist nicht üblich, weil wir mit dem Konzil, in einer völlig anderen Logik stehend, zu Recht uns zum Teil davon verabschiedet haben; das gilt auch für Ordens-trachten. Heute findet man im Stadtbild keine Menschen mehr, die man als Christen wahrnimmt. Als Christen ist es uns auch selbstverständlich geworden, zu sagen: Ja, wir wollen so leben, dass unser Leben ein Zeugnis des Christseins ist, wir wollen nicht groß drüber reden, wir wollen so leben, dass man uns nach unserer Hoffnung fragt. Es fragt uns nur keiner. Es interessiert keinen Menschen, und der Unterschied zwischen der Art und Weise, wie wir leben, und anderen guten Menschen ist auch nicht so wirklich auszumachen. Das heißt: Diese spezifische Profilierung, das Anders-Sein als andere gehört bei uns überhaupt nicht zum Leben dazu. Das ist die Logik des Christseins in der volksskirchlichen Grundstimmung. Das ist nichts Böses, das ist nicht nur einfach „*comfort zone*“ (also Kuschelecke). Es ist einfach die Logik der Volkskirchlichkeit, nur passt die in die moderne Stadtkultur nicht mehr sehr gut hinein. Jedenfalls ist sie nicht zeichenhaft und nicht zeugnishaft.

Das ist die eine Seite. Die andere Seite ist, dass die Kirche ein hohes Ansehen für ihre caritative Tätigkeit genießt in der Kultur, dass unbeschreiblich viele Christinnen und Christen, katholische wie evangelische, unheimlich viel Zeit im caritativen Zusammenhang investieren und sich engagieren, dass Unmengen an Geld gespendet wird für caritative und kirchliche Projekte auf der ganzen Welt. Da geschieht unheimlich viel. Aber

es wird oft sehr wenig mit Glaube in Zusammenhang gebracht. Bei Befragungen kommt schon heraus, dass die Leute die Caritas toll finden, aber sie wissen nicht mehr, dass das Kirche ist. Auf der anderen Seite weiß man, dass Kirche mildtätig und barmherzig und caritativ ist – und hofft, dass man sie dafür nie brauchen wird. Das verweist uns auf den dritten Aspekt der Stadtlogik.

### *3. Gläubig sein als prophetisches Zeichen*

Gläubig sein ist in der Logik der Stadtkultur nicht mehr etwas, was man einfach als Konvention betreiben kann, indem man sagt: Ich bin ein guter und rechtschaffener Mensch und pflege mein Gewissen und außerdem gehe ich zur Kirche. Gläubigkeit muss zum prophetischen Zeichen werden. Dieses prophetische Zeichen kann nun in unserer Kultur nicht ausschließlich caritativ sein. Prophetische Zeichen wie die Kirche in Indien sie pflegt, sind bei uns keine prophetischen Zeichen mehr. Bei uns ist es eher so, dass wir in den Pfarrgemeinderäten schauen müssen, dass noch Männer drin sind. Es ist kein prophetisches Zeichen mehr, dass dort Frauen vertreten sind. Bei uns ist es auch kein prophetisches Zeichen, in Schulen Koedukation zu haben, das ist schon lange selbstverständlich. Bei uns wäre es ein prophetisches Zeichen, wenn wir die Armen und Landstreicher, einfach nur arme Leute, die irgendwann zur Suppen-Ausschank kommen, am Sonntag zum Pfarrkaffee einladen würden. Aber da kommen wir wieder auf den Punkt mit der „comfort zone“.

Zu unserem kirchlichen Leben gehört, dass es Freizeitkultur ist. Und in der Freizeit will man es schön haben. Das heißt: Ein großes Spannungsfeld ergibt sich bei uns darin, dass wir Kirche als Freizeitbeschäftigung betrachten. Das ist auch der Grund dafür, wieso das Gemeindeleben schwieriger wird. Die Leute haben weniger Freizeit und stellen mehr Ansprüche an die Qualität der Freizeitgestaltung und sagen dann: In meiner spärlichen Freizeit will ich Sport machen und Natur und Kultur erleben, und wenn Kirche, dann will ich ein spezifisch spirituell gutes Angebot oder theologisch hochwertige Debatten. Da sind wir dann oft nicht profiliert genug. Das fängt schon in der Jugend an. Ein Jugendlicher hat mir erzählt, er sei seit kurzem bei den Mormonen. „Was machst Du bei den Mormonen?“, habe ich ihn gefragt. Die hätten ihn angesprochen und was die erzählt hätten, ist spannend, er sei da mal hingegangen und er hätte angefangen, ihr Buch Mormon zu lesen. Dann haben sie ihm gesagt, wenn er so und so lange dabei ist und an den Gemeindefesten und Gottesdiensten teilnimmt, dann

würde er selber aus dem Buch Mormon vortragen dürfen, inzwischen sei er so weit. „Ist das jetzt besser als Pfarrjugend?“, wandte ich ein. „Und ob“, hat er gesagt, „in der Pfarrjugend wird ja nur Fußball gespielt!“

Es wäre jetzt falsch, daraus zu schließen, wir haben immer schon gewusst, die kirchliche Jugendarbeit ist nicht gut genug. Da steckt unheimlich viel Herzblut und Engagement drin. Aber man kann Jugendlichen nicht vermitteln, was die Erwachsenen nicht teilen. Wenn die Logik des Gemeindelebens der Erwachsenengemeinde Freizeitkultur ist, dann ist die Logik der Jugendgemeinden auch Freizeitkultur. Das geht gar nicht anders.

### **Christsein in den Kategorien unserer Kultur neu denken**

Nun haben wir auch ganz andere Entwicklungen: Wir haben die Entwicklungen profilierter Gemeindeerneuerung, wir haben die Entwicklungen von Bewegungen, wir haben die Entwicklungen von allen möglichen Initiativen, die Christsein wieder profilieren, wir haben auch die Entwicklungen theologischer Reflexion. Aber die ist im Moment eher noch etwas erweiterungsbedürftig. Denn wir stehen heute an dem Punkt, wo Christsein nicht mehr als Konvention funktioniert, sondern zum prophetischen Zeugnis werden muss, und dazu muss ich argumentieren können, weil sonst ist prophetisches Zeugnis irgendwie ein Himmelfahrtskommando im negativen Sinn. Man riskiert etwas, ohne dass man erklären kann, warum. Das Problem ist, dass dieses Argumentieren heute anders geschehen muss als früher.

Wir haben eine groß ausgefaltete Theologie, die bis heute mit philosophischen Argumenten vorgeht. Das hat eine lange Tradition, das werden wir immer brauchen, denn die Philosophie ist die Schule des richtigen Denkens. Unsere Kultur denkt über sich selbst nach, aber sie denkt nicht in philosophischen Kategorien über sich selbst nach. Unsere Kultur denkt über sich selbst nach soziologisch, psychologisch, ökonomisch, denkt in Kategorien des Erfolgs, denkt in Kategorien der Wirtschaftlichkeit, denkt in Kategorien des Seelenlebens oder wie auch immer. In vielen Kategorien denken wir über uns selber nach, aber nicht philosophisch. Das heißt, wir hätten heute die Herausforderung, Christsein in anderen Kategorien, nämlich in den Kategorien unserer Kultur neu zu denken. Das ist möglich und die Bibel ist ein gutes Vorbild dafür. Die Bibel argumentiert nicht philosophisch für den Glauben. Wir könnten in unserer Kulturlogik durchaus theologisch wieder anders argumentieren und denken lernen.

Nun haben wir die Bilder aus einer landschaftlichen Kultur. Das ist auch heute noch sehr romantisch, aber eben nur noch romantisch. Wir

leben heute nicht mehr in einer dörflich-bäuerlichen Kultur, auch im Dorf nicht. Bauern sind inzwischen Industriearbeiter am Feld geworden. Das heißt, in der Logik unserer städtischen Kultur, in der Logik unserer ökonomischen Kultur, in der Logik unserer stark pädagogisch denkenden Kultur, unserer Kultur, die in Erfolgskriterien denkt und so weiter, in dieser Logik Glauben zu denken wird zur ganz spannenden Herausforderung für uns. Das geht und das geht nach demselben Prinzip, wie es uns die Bibel schon zeigt, nämlich durch Annahme und Differenz. Für mich ist ein schönes biblisches Beispiel der Johannesprolog, also der Anfang des Johannesevangeliums, ein für die katholische Kirche ganz heiliger Text. Er wurde früher immer als Schlussevangelium nach dem Gottesdienst gelesen. Heute kommt das Johannesevangelium zu den heiligen Zeiten, jeder hat diesen wichtigen Text im Ohr: „Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.“ Für den damaligen Hörer aus der Zeit, als das geschrieben wurde, war das ein esoterischer Logos-Hymnus. Also etwas, was in der damaligen griechischen Kultur etwas ganz hochstehend Wichtiges, Qualitätsvolles, Intellektuelles war. Das konnte man damals sehr gut hören. Zwar hat man damals vielleicht weniger vom *Logos*, mehr von der *Sophia*, von der Weisheit geredet, aber insgesamt hat das gepasst. Das war die perfekte Angleichung an den Zeitgeist.

## **Sind wir bereit, prophetisch zu werden?**

Und dann kommt jener Satz, wo deutlich wird: Beim Christsein ist irgendwann einmal der Zeitgeist zu Ende und es geht anders weiter. Dann heißt es: „Und das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt.“ Das ist für den antiken Esoteriker eine Ohrfeige doppelter Natur. Dass das Wort Mensch geworden ist, hätte man vielleicht noch ertragen können, da hätte man gesagt, ein Mensch in voller geistiger Blüte, ganz weit weg von dem allzu Irdischen und allzu Fleischlichen und allzu Menschlichen, schon ganz nahe an dem, was die vergeistigte Gotteswelt ist, nicht so wirklich Mensch. Und genau deshalb heißt es da: „Und das Wort ist Fleisch geworden.“ Das ist das Schlimmste, was sich ein Esoteriker denken kann. Denn Fleisch ist die andere Seite des Geistes, die Seite des Ungeistes, das was vom Geist so weit entfernt ist, dass es weiter nicht mehr geht. Das was für das Göttliche unmöglich ist. Der Johannesprolog erklärt hier in der Logik der damaligen Zeit, ganz in der Sprache des Zeitgeistes, wie das ist mit Jesus Christus und dem Christentum. Ganz so, wie es der Kultur entspricht, und an einem Punkt ganz anders. Und so entscheidend anders, dass klar wird,

was Christsein bedeutet. Gott ist Mensch geworden und das heißt, Christsein besteht nicht darin, sich vom Menschlichen zu entfernen, um zum Göttlichen zu kommen. Christsein bedeutet, dass Gott so sehr das Menschliche schätzt, dass er das Menschliche erschaffen hat und dass er selbst zum Menschen wird. Und dass er uns Menschen in seinem Geist trägt. Diese dreifache innigste Vereinigung Gottes mit der Menschheit ist das, was Kirche ausmacht. In der Konzils-Konstitution „*Lumen Gentium*“ können wir über die Kirche lesen, sie ist Zeichen und Werkzeug, also Sakrament der innigsten Vereinigung Gottes nicht mit den Katholiken, sondern Gottes mit der Menschheit. Kirche ist also stellvertretend für alle Zeichen und im Dienste aller, Werkzeug dafür, wie Gott es mit der Menschheit hält. Dann kommen wir aus der „comfort zone“ sehr deutlich und sehr schnell heraus. Und das ist nicht nur von sozialem Vorteil. Von daher denke ich, dass die tatsächliche Herausforderung für uns als Kirche in einer Minderheit nicht die Frage ist, ob wir ein Rest werden wollen, sondern ob wir bereit sind, prophetisch zu werden, oder ob wir es mehr mit der „comfort zone“ halten.

Autorisierte Tonbandabschrift